

# Im warmen Nest.

Roman von E. von Winterfeld-Barnow.

(4. Fortsetzung.)

Aber gerade schlug er wieder die Augen auf, nur ein ganz klein wenig, aber es war doch ein Blick gewesen, ein Blick des Erkennens, der sich die Kinderaugen wieder schlossen.

„Otto!“ rief Klara.  
„Ach nee, Fräulein, he is doch so müd!“  
„Ich leg' em dal, ich drag' em nich länger. Otto, mein arm lütt' Jung', flap du man.“

Sie wollte das Kind auf das Bett legen. Aber Klara nahm ihr den Knaben ab.

„Gut, so trage ich das Kind. Sehen Sie mir es.“  
Etwas wie Opposition wollte in dem Gesicht der Frau aufkommen; aber sie fügte sich dann doch Klaras ruhiger Bestimmtheit.

„Sehen Sie, ob Doktor Ewald noch nicht kommt.“

Die Frau eilte hinaus.

Und Klara trug das Kind auf und ab, auf und ab. Sie sprach mit ihm, sie hob das Köpfchen. Der schwere Kinderkörper lag wie Blei in ihren Armen. Aber sie ermüdete nicht. Sie hörte die Frau draußen mit einer Nachbarin jammern und klagen. Dann kam der Vater des Jungen, Zieglermeister Thieme, der unten am Kanal beim Verladen gewesen war.

Das Kind wachte jetzt wirklich. Es war schlaftrunken, aber es schlug von Zeit zu Zeit die Augen auf. Der Vater blinnte es erkennend an. Er setzte sich auf die Ofenbank und sah aus seinen Augen auf Klara und ihr Lächeln.

Er hatte stets gesagt: „Die Beste von allen, außer unserm alten Herrn, ist die Klara.“ Und dann hatte er auch gesagt: „Sie versteht ja noch nicht alles von Falzriegeln und Kopfsiegeln und Pfannensiegeln, von Hibernanzungen und Dachpfannen, aber sie lern't schon noch, lapiieren kann sie.“

Jetzt aber gewann sie sein Herz. Wie sie so unermüdet um seinen Jungen beschäftigt war, da stand eines bei ihm fest: „Das vergeb' ich ihr nie!“

Eine Weile hatte er schweigend zugehört. Nun sagte er nur: „Fräulein, geben Sie mir den Jungen, er ist zu schwer für Sie.“

Sie konnte wirklich nicht mehr und ließ ihn sich abnehmen.

Als der Vater ihn auf die Arme nahm, sagte er plötzlich klar und verständlich: „Vater!“

Klara faltete still die Hände: „Gebet!“

Und endlich hörte man auch das Rollen des Wagens — Doktor Ewald kam. Es war mehr als eine Stunde verstrichen, seit man nach dem Arzt geschickt hatte.

„Nur eine Stunde?“ dachte Klara.

Ihr war die Zeit endlos erschienen. Jetzt kam auch die Mutter wieder mit herein, schluchzend und dem Doktor alle Einzelheiten des Sturzes mit Genauigkeit schilderns.

Doktor Ewald konnte solche Herzergüsse schon bei seinen Patienten. Er winkte gutmütig, aber bestimmt ab.

„Liebe Frau, ich werde schon selbst sehen. Guten Abend, Fräulein Klara! Da haben wir ja den Jungen; aber er ist ja vollständig bei Besinnung! Na, mein Jungchen, wer bin ich denn?“

„Siehst du, mein Jung', und nun zeig' mal dem Bonbon doktor, wo dir's weh tut, vielleicht findet er dann noch einen Bonbon in der Tasche.“

Otto schüttelte den Kopf. Weh tat ihm nichts, nur müde war er.

„Na, erst wollen wir mal untersuchen.“

Während er den Kleinen gründlich untersuchte, sagte er: „Na, das wäre noch gut abgegangen. Nichts gebrochen, nichts verletzt, nur eine kleine Gehirnerschütterung. Mein Kompliment, Fräulein Klara, den Jungen haben Sie durchgeknirrt. Das schon von Frau Thieme gehört, daß Sie ihn nicht schlafen lassen wollten. War recht so. Jetzt kann er noch ein wenig wach bleiben, und dann ist die Gefahr vorbei, dann darf er auch schlafen.“

Er gab noch einige Verordnungen und versprach, morgen wiederkommen. Dann schüttelte er dem Zieglermeister die Hand. „Na, Thieme, danken Sie Gott, den Jungen haben Sie diesmal noch behalten.“

„Ich weiß, wenn ich zu danken habe, Herr Doktor.“

Er warf einen Blick zu Klara hinüber, die eben noch der Angabe des Arztes mit Frau Thieme zusammen behelfen den Kleinen entleiden, um ihn dann zur Ruhe zu legen.

Dann ging auch sie.

Mit vornehmlichem Dank wollte die Frau sie hinausbegleiten. Der Mann schob sie wieder zur Tür hinein und sagte: „Weiß dem Jung'!“

Klara nickte es mit kurzem, festem Druck die Hand.

„Das vergeb' ich Ihnen nie, Fräulein!“

Das war der eine Fall gewesen. Der zweite hatte sich in der Familie eines Ziegelbrenners Below ereignet, der für sehr roh galt und in dem Ruße stand, mit seiner Frau, die eine feine, zarte Natur war, ziemlich schlecht umzugehen. Sie litt wohl unter seiner Behandlung, ertrug aber schweigend. Sie hatten nur einen Jungen.

Der Vater vergötterte ihn und verzog ihn auf's gründlichste. Der Junge wurde dadurch nicht gerade liebenswürdig; er war ein richtiger kleiner Hüpfel von acht Jahren.

Da stellte sich plötzlich am Anie eine Geschwulst heraus. Sie wurde eitrig und mußte geschnitten werden. Aber die Wunde heilte nicht, brach immer wieder auf, und endlich fiel das schlimmste Wort: Knochenfraß. Doktor Jensen, der in dieser Zeit ungewöhnlich viele Kranke hatte, und der nicht täglich zum Verbinden kommen konnte, traf Klara, als sie fern sein wollte, wie es mit dem Jungen stände.

Er sagte ihr, daß ihm die täglichen Besuche schwer fallen würden, und Doktor Ewald hatte seine Praxis ja eigentlich abgegeben. Der von allen Kindern zärtlich geliebte Bonbon doktor — so genannt, weil er stets etwas Gutes für ihn begehrende Kinder in den Taschen hatte — war überhaupt wie viele ältere Ärzte, für operative Eingriffe am wenigsten zu haben. Deshalb fragte Jensen Klara, ob sie ihm nicht das tägliche Verbinden abnehmen könne. Sie ließ sich unterweisen und meinte dann, sie wolle es versuchen.

Dann wanderte sie täglich in die Wohnung des Zieglers, wusch und terband die Wunde, was nie ohne großes Geschrei des Jungen abging. Das Gebrüll seines Sprößlings, das den Ziegler erst ganz gegen Klara aufreiste, da er dachte, sie tue ihm unnötig weh, wurde allmählich geringer. Und als der Vater sah, wie ruhig und sicher das Fräulein mit Hilfe seiner Frau die Kanüle einführte, die Wunde ausspritzte, wie sie nachher kunstgerecht den Verband anlegte, und als endlich nach langen Wochen die ersten Anzeichen der Heilung sichtbar wurden, da hatte sie auch hier ein Herz gewonnen, ein raues, widerwilliges zwar, aber es war so, als ob seine Stimme weicher klinge, wenn er sagte: „Fräulein Brachmann meint“, oder „Fräulein Brachmann hat gesagt“.

Klara aber hatten diese beiden Vorfälle ein gewisses Ansehen in den Häusern ihrer Arbeiter gegeben. In kleinen Fragen kamen nun die Frauen schon ganz von selbst zu ihr, und sie half, wo sie helfen konnte.

Professor Janssen hatte Gilse sofort wieder als Schülerin angenommen, und er hatte sich auch eifrig gefreut, als sie ihm mitteilte, nun doch zur Bühne gehen zu wollen.

Es geschah ja auf seinen Rat, und befriedigt hatte er die stolze Erscheinung angesehen, die in dem tiefen Schwarz noch königlicher aussah als sonst.

Donnerwetter, war das ein Weib! Wie die die Massen zu ihren Füßen zwingen würde, wenn sie die Elisabeth, die Holde, die Walküre verstopfte! Und dazu die göttliche Stimme! Das lohnte sich wenigstens, sie als seine Schülerin in die Welt geben zu lassen.

Als sie dann aber zum ersten Mal wieder zur Stunde kam, als sie, zitternd vor Aufregung, die ersten Takte intonierte, da erschalt er. Es war allerdings nur ein Augenblick gewesen, ein Moment des Schwankens.

Bald hob sich die Stimme wieder zu ihrem ganzen Wohlklang und der eigenartigen Süßigkeit, die ihr innewohnte.

Beruhigt nicht er mit dem Kopf. Es war nichts gewesen — die Befangenheit des ersten Anfangs nach der Pause.

Er übte tüchtig mit ihr, um sie gleich ganz zu prüfen. Sie selbst vergaß er dabei und Zeit und Stunde. Nach Taktzeichen und Übungen nach Schlegel und Triller, nach jubelndem Schumannschen „Leberm Garten durch die Lüfte“, sollten nun auch noch die Elisabeth-Arien folgen.

Köstlich und klar und groß hatte sie es gelungen, das hehre Gebet der Elisabeth: „Müde'ge Jungfrau, hör mein Flehen!“ Und süß und rein war der Schluß verklungen, das hingebende, liebende Wort: „Hör meine Schuld!“

Befriedigt rief sich Professor Hansen die Hände.

Wenn das nicht wirt! Wo sie das als Probe-Arie sang, da mußte sie engagiert werden. Ohne ein weiteres Wort schlug er die Blätter der Partitur nach rückwärts zum zweiten Akt und gab die Akkorde an.

Gilse ärgerte.  
„Na?“  
„Warte ab, ich komme.“  
„Was?“  
„Das!“  
„Nun sag' sie ein: „Ach, teure Gatte, grüß ich wieder!“  
Da war es wieder, das Schwanken, das ihn im Anfang der Stunde so betroffen gemacht hatte.

ist denn das, Fräulein Brachmann? Ist ja kein Klang d'rin und kein Klang. Sie denken nicht daran. Bitte schön, immer im Sinne der Rolle. Da ist Jubel, Freude, höchste Seligkeit. Also noch einmal.“

Und wieder setzte Gilse ein. Aber nun zitterte und schwankte die Stimme so, daß sie ganz heiser erklang, und nach zwei Tacten brach sie ab.

„Ich kann doch nicht singen — ich kann doch nicht!“  
In ihren Augen schimmerte es feucht.

„Nu, nu, nu.“ begütigte er, „wir sind wohl müde? 's ist auch genug — reichlich! Wir haben uns ein bißchen überanstrengt. Also ein andermal die „Tannhäuser“-Arie. Und hübsch üben, aber mit Vorsicht. Sie sind doch noch ein bißchen angegriffen von der Krankheit. Auf Montag, liebes Fräulein!“

Gilse war gegangen.  
Sie fühlte selbst, daß sie müde war. Das nächstemal würde es besser gehen.

Aber es kam genau so wie heute. Sie sang gut, glänzend sogar. Sie übte auch mit einem jugendlichen Musikschüler zusammen das große Duett aus den „Hugenotten“. Als dann aber zum Schluß der Stunde der Professor sagte: „Nun, Fräulein Brachmann, nun geben Sie uns noch mal die „Tannhäuser“-Arie, da war es dasselbe wie vor acht Tagen; sie konnte die Arie nicht singen.“

Und wieder nach einigen Tacten, nach ungeduldigen Zwischenrufen des Professors und mehmaligem Ansagen hörte sie vollends auf, um gleich darauf in Tränen auszubrechen.

Der Professor sprang auf, ließ im Zimmer umher und schalt auf unnie Weibertränen. Der junge Musikschüler drückte sich verlegen in den Hintergrund, und Gilse, so sehr sie sich auch ihrer Tränen schämte, so konnte sie nicht anders — sie mußte weinen.

„Nie, nie werde ich das singen können — niemals!“  
„Zum Kuckuck nochmal, warum denn nicht? Haben doch alles dazu: Stimme und Verständnis und Erscheinung. Durch Heulen wird's nicht besser — nur wöllen!“

„Ach, ich will schon, aber mit der Arie hing meine Krankheit an. Ich weiß, ich habe sie im Fieber gesungen. Seitdem kann ich sie nie wieder singen.“

„Das sind Kinderreien, Fräulein Gilse“, sagte der Professor etwas müder. „Davon werden Sie sich freimachen. Nerven darf die Sängerin nicht haben. Fester, konzentrierter Wille, das ist alles. Ich werde Sie vorläufig nicht damit quälen; aber die Elisabeth geht zu Ihrem Rollenfach. Es mühte denn mit dem Kuckuck umgeben, wenn wir sie um wieder einen Stelle wegen nicht meistern können!“

Gilse hatte bei dem Wort „Kinderreien“ den Kopf gehoben. Ihr Stolz meldete sich, ihre Tränen vergaßen sich. Ja, er hatte recht: Nerven durfte man nicht haben, und Heimweh auch nicht.

Der junge Herbold hatte sie nach Hause begleitet. Er war ein bildhübsches Kerlchen von 19 Jahren, schlank und zierlich, mit dunklen Augen und braunen, etwas lockigen Haaren. Sie konnten merklich gerade und ehrlich blicken, diese braunen Augen. Aber seine Stimme konnte einen feinen Klang von Ironie haben. Das hatte sie neulich gemerkt, als es bei dem Professor zu einem Gespräch über die Polen gekommen war. Irigendwie war die Rede darauf geraten. Der Professor meinte: „Wenn sie uns nicht den Chopin geschenkt hätten, könnte mit die ganze Nation geflohen werden!“

Gilse verteidigte sie. Sie hatte stets viel Interesse für Polen und seine erfolglosen, aber tapferen Kämpfe um Vaterland und Freiheit gehabt. Es hatte ihrem Sinn für Poetik entsprochen, wenn dieses Volk in den Jahren von 1859 bis 1863 so tolltühn seine Fesseln zu brechen suchte. Die herrlichen Bilder und Zeichnungen des jungen Malers Grotzger, „Lituania und Polonia“ kannte sie. Sie hatte großen Eindruck auf sie gemacht. Das sagte sie jetzt voll Ueberzeugung.

Der Professor meinte: „Ach was, Fräulein Brachmann, man sagt nicht umsonst polnische Witzhaft! Dredig, mit Verlaub zu sagen, sind sie alle, und wenn sie noch so tüchtig sind.“

Da hatte der junge Herbold mit einem ganz eigenen Vödeln gesagt: „Bereiten Sie, Herr Professor, wenn ich, ehe Sie weitersprechen, bemerke, daß meine Mutter eine Polin auf altem, vornehmem Geschlecht ist, und daß ich eben jedenfalls ganz deutlich Einfluß polnischen Blutes in mir trage.“

Der Professor, den sonst nicht leicht etwas in Verlegenheit zu setzen vermochte, war wirklich verlegen geworden und mit einem kurzen Nicken zur Tagesordnung übergegangen. Gilse aber fühlte, daß seit jenem Tage Dubel Herbold sie mit einer Art stiller Berechnung beobachtet, die sie selbst bemerkt.

Sie kam sich ihm gegenüber so oft vor; sie war ja auch um so viele Jahre älter, daß sie fast mütterliche Gefühle für ihn empfand. Aber gerade deshalb war er ihr lieb.

Sie erlaubte ihm sogar, sie zu suchen. Der Professor hatte gesagt, er könne so sehr schön phantasieren; das würde sie interessieren. Dazu gehörte immerhin ein nicht ungewöhnliches Musiktalent.

Als er nun so still und doch voll Verständnis neben ihr hergeschritten war, da fühlte sie: das war wohl ein wenigstens eine Seele in dem großen Berlin, die sie begriff.

Nach eine andere Persönlichkeit aus dem Schülerteile von Professor Hansen war ihr bekannt geworden.

Eigentlich nur ein Persönchen! So klein und zierlich war die verwöhnte, reiche Musikschülerin aus Berlin W Angela Mahler, und doch eine sichere, selbstbewußte, junge Dame.

Eigentlich gab sich Professor Hansen nicht mit dem Unterricht von Dilettanten ab. Er wollte Künstler ausbilden; aber wenn das Stimm-Material ihn lockte, ließ er sich doch manchmal überreden, eine Schülerin anzunehmen, die das Musikstudium nur aus Liebhaberei betrieb.

„Aus Liebhaberei, mein bester Herr Kommerzienrat,“ hatte er gesagt, als Kommerzienrat Mahler dem Professor seine Tochter brachte, „aus Liebhaberei, verstehen Sie? Nicht als Spielerei; die dulde ich nicht, nie! Ich verlange Ernst und Arbeit und Fleiß. Will Ihre Tochter das leisten, gut, sonst, danke! Uebrigens ist sie mir auch noch ein bißchen jung. Wie alt?“ fragte er inquisitorisch.

„Achtzehn Jahre.“  
„Wirklich? Dachte ich nicht. Na, dann geht's. Vor achtzehn unterrichte ich überhaupt keine, da ist die Stimme noch nicht gefestigt genug. . . . Na, dann singen Sie mal!“

Und die Kleine hatte gesungen. Das war eine ganz andere Stimme als Gilse's großes Heroinenorng. Das war wie Vogelgezwitscher, das trillerte wie die Bäume im Himmelblau, das trieg mühelos zu den höchsten Höhen und blieb immer klar und hell wie ein Glöckchen.

Nun sagte der Professor nicht mehr nein. Das lohnte sich schon.

Er ließ jetzt auch „Figaro“ und „Don Juan“-Ariette hören. Angela mußte mit Gilse das „Freischütz“-Duett zwischen Agathe und Knechtchen singen. Aber es war, als ob es Gilse mullos machte, wenn sie fühlte, wie hinterleibt der Kleinen da neben ihr diese Roloraturen und Triller wurden, wie sie kaum zu überbrauchte an Dingen, die sie selber ihrem großen, aber spröden Material nur mühsam abrang.

Und zur Freundin, zur Gefährtin war ihr das viel jüngere, lebenslustige Mädchen auch nicht recht geeignet. Sie fand Angelika burschikos und leichtfertig. Aber sie war eigentlich nicht anders als andere moderne Mädchen in dem modernen Berlin. Sie sagte ihre Meinung ohne Umschweife, Hanse wurde nicht gleich rot, wenn ein zweideutiges Wort fiel, was bei dem manchmal etwas verben Professor Hansen wohl vorkommen konnte. Sie weinte auch nicht, wenn der Professor grob wurde. Dann lachte sie, machte eine dreifache Bemerkung, daß auch er lachen mußte, und die Sache war, wie sie es nannte, „ausgestanden“.

Der hatte Gilse Lust zu fragen: Wer ist nun die künstliche Bühnenlängerin — sie oder ich? Die viel ruhigere, Empfindlichere, ja, in gewisser Beziehung Jimpersichere war sie ohne Zweifel. Sie war eben die Kleinfädlerin, die in dem Bewußtsein groß geworden war: du darfst weis und das nicht tun, nicht sagen, weil sich ganz Seefeld darüber aufhält.

Die freie Berlinerin sah und hörte so vieles, was nicht gerade für Mädchenohren und Augen berechnete war. Sie ging auch selbst so unbekannt und unbekümmert durch die Menge, daß ihr feinstliche Bedenken, ob man dies oder das tun dürfe, gar nicht kamen. Vor sich selbst anständig bleiben, das hatte ihr Vater sie gelehrt, vor sich selbst nicht zu erweiden brauchen, darauf kommt's an. Was kümmerten sie dann andere Leute.

So waren Angela Mahler und Gilse zwei so grundverschiedene Menschen, daß es bisher, außer der Waise, noch kein verbindendes Glied zwischen ihnen gegeben hatte.

Sie haben sich beim Professor und gingen manchmal nachher noch ein paar Schritte zusammen. Dann sprang jede in ihre Elektrische, und die eine fuhr hierher, die andere dorthin.

Angela kam in ihre elegante Tierpazierwilla, wo sie wie eine kleine Fürstin regierte und kommandierte. Gilse landete in ihrem einsamen Pensionatszimmer, mußte meistens allein nachhause, weil sie zu den Mahleren zu spät kam, und verließ sich vorher die Zeit mit Briefschreiben oder Lesen; denn spät abends durfte sie ihre Besangungen nicht mehr aufnehmen, da beklagten sich die anderen Pensionatsgäste über die Störung.

„Heimatlos! Wie wuß' das Klingt! Heimatlos ins Grob gerast. Das kein Mutterarm umschlingt. Ach, im Wind, der diesen Stein, diesen Hugelrand umstößt. Wird manch' langes Klagen sein. Das auch weinend suchen geht. Aber reißt sich, himmlisch schön, höchstens oben Licht an Licht.“

Taus' wie Trost aus jenen Höh'n: Heimatlos seid ihr nicht.“  
Gilse hatte die schönen Verse von Gustav Falke, die er für den Kirchhof der Namenlosen auf der Insel Nothelfer verfaßt, gelesen. Jetzt stand sie am Fenster und starrte hinaus, hinauf zu den Sternen, von denen Falke sagt: „Aber reißt sich, himmlisch schön, höchstens oben Licht an Licht.“ Auch sie kam sich so heimatlos, so verlassen und verloren vor.

Unten brandete wie ein wild bewegtes Meer die Weltstadt Berlin. Sie stand hier oben auf einer einsamen Insel, inmitten von Millionen von Menschen — und doch so allein, so einsam.

Ihre alte Riekel, die sie hierher begleitet hatte, und die die ersten sechs Wochen mit ihr geblieben war, hatte sie heute früher verlassen.

Riekel mußte zurück. Was sollte sie auch hier? In ihrer Damenpension konnte Gilse die alte Dienerin nicht gebrauchen. Riekel wollte wieder zu ihr kommen, sobald Gilse's Stubien beendet sein würden. Wenn sie dann ein Engagement an einer Bühne erhielt, dann mußte sie doch eine eigene Wohnung nehmen, dann konnte die alte, treue Seele ihr nützen.

Es war fessam: Gilse war doch schon früher in Berlin gewesen, hatte hier Unterricht genommen, aber sie hatte sich nie so einsam gefühlt. Und diesmal, wo sie so brennend gewünscht hatte, von Hause fortzukommen, wo sie erreicht hatte, was sie wollte — nun war sie traurig und müde. Kam es, weil sie jetzt die Brüden hinter sich abgeworfen hatte? Weil ihr Stolz ihr nie erlauben würde, nach Hause zurückzukehren, wenn sie keine Erfolge aufzuweisen hätte? Kam es, weil sie noch in Trauer war, keine Gesellschaften mitmachte, keine Theaterbesuche, und weil deshalb auch die übrigen Pensionärinnen, von denen die meisten hier waren, um das Berliner Leben kennen zu lernen und zu genießen, sich infinktiv von der Trauernden fernhielten? Oder kam es, weil sie nach ihrer Krankheit noch empfindlich und nervös war, weil ihr die Spannkraft fehlte, die sie früher in so reichem Maße besessen hatte.

Immer wieder klangen die Verse in ihr nach. Aber zu dem Schluss: „Heimatlos seid ihr nicht!“ konnte sie sich noch nicht durchringen. Der einfache Kinder Glaube ihrer Mädchenzeit war ihr verloren gegangen, und zu einem reinen, festen Gottvertrauen, einem Glauben, der sich auf eigene Erfahrungen und innere Erlebnisse gründet, war sie noch nicht gekommen.

Jetzt sah Riekel zu Hause sicher auf dem niedrigen Holzstamm am Herd, ihrem Lieblingsplatz für die Abendstunde. Dann mußte sie nun erzählen von Fräulein Gilse, von dem großen Berlin, von den Autos und den Elektrischen und den Bahnen über und unter der Erde. Allein hatte sie sich nicht hingewagt; einmal aber hatte Gilse sie mitgenommen und holte mit ihr eine Tour in der Hoch- und Untergrundbahn gemacht.

Gilse sah in Gedanken Riekel's eifrige Miene und die noch viel gespannteren ihrer Zuhörer. Das waren der Gärtner, der Zieglermeister Thieme und der alte Willens. Am meisten würde Ida, das kleine Stubenmädchen, Mund und Ohren aufspannen. Die war überhaupt am wenigsten intelligent, und eine Bahnfahrt unter der Erde war ihr sicher etwas ganz Ungeheuerliches.

Gilse mußte lächeln, als sie der kleinen Rothhaarigen gedachte, die Bruder Henning nie anders als „unsere Putz“ tituliert.

Henning war noch in Seefeld. Er hatte jetzt seine großen Herbstferien, und die verbrachte er selbstverständlich im Elternhause, das heißt, in ihrem Hause. Ob den Geschwistern dieses Haus stets so offen geflanzt hätte, wenn Frau Eva jetzt dort als Herrin waltete? Gilse schien das etwas fraglich.

Ja, ja, für die unverheirateten Brüder war die Bestimmung des Vaters doch sehr angenehm.

Nur für die unverheirateten Brüder?

Augenscheinlich wollte auch der 15 jährige Sohn der ältesten, an Amtsrichter Bergholz verheirateten Schwester in Seefeld. Ein frischer, fröhlicher Junge, der seine Herbstferien dort verlebte, der es himmlisch bei Tante Klara fand. Sie nannte ihn „unsere Ferienhahn“ und er bedauerte nur, daß die Ferien viel zu kurz wären.

Was für ein gemütlicher Kreis dort zusammen war: Klara und Trudel, Henning und Bruno Bergholz; dazu war fast den ganzen Tag die alte Gilse bei den Tanten.

„Effektvoll“ hieß sie hier, und sie gewährte wirklich wie eine holde Fee durch die etwas dunklen Räume des großen Hauses. Abends kam dann noch Wilhelm hinzu, der es hier gemütlicher fand als in Klara's Stuben, wo seine Frau jetzt fast immer verweilt und schichtweise kochte. Da half kaum das Gesicht eines Niesenbubens, und sei es das schönste Gebilde von Spigen und Federn. Es mußte ja schwarz sein, und dessen war Frau Eva nun schon lange überdrüssig. Zu langweilig, dies etwas

Schwarz! Zu Anfang, da fand er sich mit ihrem lichtblonden Haar ganz interessant in der schwarzen Toilette mit dem langen Schleier. Es machte so hübsch schlank, und Frau Eva wollte immer gern ihre kleine Neigung zur Fülle etwas mildern.

Aber immer Schwarz; und immer dasselbe, das war ja gräßlich!

Gilse lächelte wieder ein kleines bißchen, als sie an ihre schöne Schwägerin dachte.

Eva war sicherlich eine schöne Frau, aber sie wußte es auch. Eitelkeit war ihre hervorsteckendste Eigenenschaft. Sie gab sich auch als eine sehr ärmliche Mutter; aber Gilse hatte stets das Gefühl gehabt, daß die Mutterliebe nicht so ganz groß gewesen wäre, wenn ihr Töchterchen weniger lieblich ausgesehen hätte; denn sie wußte Gilse wohl auf das hübscheste heraus, für sie aber irrend etwas zu opern und zu entbeuern, das lag wohl nicht in Eva's Art.

Al das hübsche geht an Gilse's innerem Auge vorüber, als sie hier einsam stand und in die Nacht hinauslief.

Unaufhörlich tönte das Geräusch rollender Waagen und laufender Automotoren an ihr Ohr. Von Zeit zu Zeit erzitterte das ganze Haus, wenn ein Stadtbahnzug vorüberbraute. Aus dem Dunkelstreife hoben sich hell die tausend Flammen und Lichter der nächsten großen Bahnhofe heraus.

Berlin! . . . Sie hatte sich so danach gesehnt. Sie hatte in der letzten Zeit dabei nicht schlafen können vor qualvoller Unruhe, die in dem Gedanken gipfelte: „Wärest du erst da!“

Wie hatte sie jedem Zug nachgeblickt, der nach Berlin fuhr!

Wenn die lange Wagenreihe abends wie eine glühende Schlange durch ihre Wiese troch, dann hatte sie nur gewöhnlich: Könnst ich mit! Nun war sie schon seit sechs Wochen hier, sie lebte in all dem Treiben und Drängen, sie sah täglich in den Stadtbahnzügen und fuhr zu ihrem Professor, sie atmete die lebenerfüllte Luft Berlins, und sie fühlte sich doch nicht befriedigt.

Mit einem Seufzer schloß Gilse die Fenstervorhänge.

Auf morgen wollte sie den jungen Herbold einladen. Er sollte mit ihr musizieren, und dann wollte er ihr Wilhelmsbruders „Herenlied“ vorlesen. Ja, er sollte kommen. Sie hielt die Einsamkeit nicht mehr aus.

Dafür war unser Trubelchen nicht fähig. Die hatte man ja genug in der Schule gepaukt! Talente besah sie nicht, sie spielte nicht Klavier, sie dichtete nicht — sie war ein ganz profaisches Menschentier. Dafür hatte sie aber einen sehr klaren, sicheren Menschenverstand, so recht einen Verstand fürs Leben, und der sagte ihr, daß sie jetzt wohl ein Ziel habe, ein klares, deutliches Ziel, das hieß: Klara's Gehilfin werden.

Alles das wollte sie lernen, womit sie der Schwester eine tüchtige und wirksame Hilfe sein konnte.

Da war selbstverständlich zuerst die Hauswirtschaft nebst Küche und Hühnerzucht. Und dann die Buchführung, und vor allen Dingen Schreibmaschinen-Schreiben. Dann konnte Klara ihr die Geschäftsbriefe gleich in die Maschine diktieren, und es gab jetzt so manchen Brief zu beantworten, so mancher größere Abschluß lag Klara persönlich vor.

Das alles hatte Gertrud Klara auseinandergesetzt, sehr ernst und vernünftig, als sei sie gar nicht mehr die wilde Hummel, die sie bis vor kurzem gewesen war.

Sie erbat als erstes von Klara eine Schreibmaschine, und da Klara den Nutzen derselben wohl einsah, wurde eine schöne, neue Stoiber Nr. 3 angeschafft, und Gertrud erhielt von dem Maschinenfabrikanten, der persönlich von Berlin gebracht hatte, die erste Unterweisung.

Klara fand selbst, die Kleine hatte recht. Es brauchte ja nicht jedes Mädchen als würdigen Abschluß der Schulbildung das obligate Pensionatsjahr zur Vollendung ihrer Erziehung durchzumachen. Wo die Verhältnisse so klar lagen wie hier, konnte sie ihre Kräfte im Hause besser betätigen und sich doch noch in den langen Winterabenden durch das Lesen guter Bücher weiterbilden.

So lernte Gertrud mit Eifer und größter Begeisterung das Maschinenschieben. Sie sah stundenlang daran, kopierte, um ganz sicher zu werden, jedes Gebicht, das ihr gefiel, jede kleine Novelle, die ihr gerade in die Hände kam.

Und endlich klangen die Fingerringe, die anfangs noch sehr langsam und ängstlich auf den Tasten herumgeschloß hatten, mit absoluter Sicherheit darüber hin. Sie tippte wie die geübteste Klapperschlange und hatte bald ihre Uhr neben sich liegen, um jedem zu erzählen: „Jetzt gebrauche ich zu einer Seite nur noch 18 Minuten. Im Anfang dauerte es 35 Minuten. In 10 Minuten muß ich es schaffen können, und das erreiche ich auch noch!“

(Fortsetzung folgt.)